

Émile de Liège

Das Zeitalter des letzten Königs



© 2024 Émile de Liège

Umschlag, Illustration: Émile de Liège

Lektorat, Korrektorat: Korrektur + Lektorat Kelly

Druck und Distribution im Auftrag von Émile de Liège:

tredition GmbH, Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg, Deutschland

ISBN

Paperback 978-3-384-34827-2

Hardcover 978-3-384-34828-9

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist Émile de Liège verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag von Émile de Liège, zu erreichen unter: tredition GmbH, Abteilung "Impressumservice", Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg, Deutschland.

Das Zeitalter des letzten Königs

Der Blick eines so großen und mächtigen Vogels wie der eines Adlers, der über all den Dingen, die auf dieser Welt passieren, erhaben ist, bietet einem jedem, der mit den Augen dieses mächtigen Vogels das sehen könnte, was er täglich vor Augen hat, einen so traurigen und trostlosen Anblick, dass ein Mensch sich vor Gram und Schmerz sofort in die Tiefe stürzen möchte, um darin zu versinken. Zu versinken und darauf zu warten, dass die Zeiten besser werden, wenn es denn eine Hoffnung auf diese besseren Zeiten jemals geben könnte, jemals gegeben hat. Denn das, was dieser Vogel erblickt, ist die absolute Zerstörung zu aller erst einmal der Natur, die ihn umgibt, und an zweiter Stelle die unbarmherzige Zerstörung der Zivilisation mit all der hohen Moral und Furcht vor dem einen und schöpfenden Gott, die sie einmal besaß, bevor Schatten sich über die Menschen und ihre Gedanken legten und diese wie durch Gift, welches sie täglich neu lähmt, in einer geistigen und geistlichen Stumpfheit gefangen halten. Dieser mächtige Vogel, der diese schmerzhaften und sich immer weiter vorwärts fressenden moralischen und der Natur Gewalt antuenden Verfallserscheinungen überblickt, aber

nicht aufhalten kann, wartet so wie jedes Geschöpf auf dieser Erde auf den Erlöser. Einen Erlöser, der vor tausenden Jahren bereits kam und der eines Tages zurückkommen wird, um die Bosheit auf dieser Erde zu richten. Doch bis dahin muss auch ein großer und mächtiger Vogel weiter seine Kreise über ein Elend ziehen, welches kein Mensch und kein Tier noch weitere 2.000 Jahre aushalten kann.

„Theodorich!? Mein Herr, hört Ihr...?“, fragt Tristan.

Theodorich reagiert nicht auf die Ansprache seines Begleiters. Er blickt nur gedankenverloren in das Feuer, welches beiden ein wenig Wärme schenkt. Wärme in dieser dunklen und kalten Zeit. Umhüllt von dunklen Mänteln sitzen sie gemeinsam am Feuer umgeben, von drei Hunden, die ihnen nicht von der Seite weichen. Wie lange sie hier wohl schon sitzen? Minuten, Stunden, vielleicht Tage? Zeit spielt keine Rolle, denn die Ewigkeit wird ein jedes menschliche Geschöpf packen und den Menschen hin- und herreißen. Aber heute noch nicht.

„Mein Herr...Theodorich...?“

Theodorich hört die Stimme wie durch eine dicke Schicht Eis. Langsam fließen die Schallwellen aus Tristans Mund wie zähflüssige Tropfen Theodorichs Gehörgang entlang, bis sie eine

Schranke im Ohr überschreiten, um in seinem Gehirn zu Worten geformt zu werden. Jetzt beginnt er zu hören und folgt der Stimme, bis er sie erkennt und ihr zuhört. Eine imaginäre Hand durchstößt die Eisschicht, zieht Theodorich hinaus aus den gefrorenen Niederungen seiner selbst und setzt ihn ans kalte Ufer zurück.

„Mein Herr, hört Ihr die Raben rufen?“

„Ja, Tristan, ich höre sie“, antwortet Theodorich.

„Herr, was sollen wir nun tun? Sie beobachten uns und wir beobachten sie, mit ihren schwarzen, klugen Augen. Wie aus fernen Zeiten, als die Raben ein neues Land erkundeten. Ein Land, welches vormals aufhörte zu existieren, um aus Gnade wieder hervorzukommen aus den Fluten längst vergangener Tage und Zeiten. In einem Land voller Leviathane, majestätisch, bestialisch und doch so unnahbar und wunderschön. Raben wie zu Zeiten eines alten Königs, der schon längst, schon längst vergessen ist. Vergessen unter einem Schleier der Verdrängung, einer Verdrängung von den guten Tagen, sitzt dieser vergessene König in einem tiefen Berg, wo er einen Schlaf der Vergessenen schläft, aus dem er nach Jahrhunderten aus seinen Träumen, die wie Fieberträume sind, besorgt erwacht und sich bewusst wird, dass niemand mehr

auf dieser Erde auf seine Rückkehr hofft oder gar wartet.“

„Das ist mein Schicksal Tristan, genau dasselbe Schicksal wie dieses Königs im Berg: verdrängt und vergessen. Und wenn man mich erkennt, wenn jemand einen kurzen Augenblick aus seiner Zerstreung erwacht, dann sieht er mich an, als wäre ich das schrecklichste Wesen auf dieser Welt. Man verspottet mich“, entgegnet Theodorich und blickt ins Feuer.

„Das ist nicht wahr, Herr! Und das wisst Ihr auch“, antwortet Tristan und wehrt ab.

„Die meisten Menschen, die hier noch leben, kennen mich doch gar nicht, und diese Legende von diesem berühmten König längst vergangener Tage, von der du erzählst, die kenne ich auch“, sagt Theodorich und wehrt ebenfalls ab.

Tristan blickt hinauf in den Himmel, sein Blick wirkt so, als wollte er die Wolkendecke durchdringen. In seinem Kopf formen sich Gedanken und voll Begeisterung fängt er an zu reden:

„Man erzählt sich, dass er eines Tages zurückkehren wird, um ein großes und mächtiges Reich wiederzuerrichten. Ein Reich des Friedens, des Rechts, der Hoffnung, der Schönheit, der Kultur, der Kunst, der Ewigkeit.“

In Theodorichs Seele, im tiefsten Inneren seines Herzens, regt sich so etwas wie Hoffnung. Ganz wenig nur, so leise und zärtlich, dass er sie kaum wahrnehmen kann, und auf einmal muss er lächeln, und zwar so sanft, dass Tristan es nicht sieht, ja nicht einmal sehen könnte, wenn er seine Augen vom Himmel, zu dem er und Theodorich aufsehen auf Theodorich hinken würde.

„Tristan, meinst du, man kann ihn finden, diesen König? Meinst du, irgendjemand kann ihn finden? Denkst du, es hat schon einmal irgendwer probiert?“

„Ich weiß es nicht Herr. Denn es könnte sein das es nur eine Geschichte ist. Eine Legende, ein Mythos, wie über die großen Völker längst vergangener Tage, deren Errungenschaften und schöne Städte längst unter dem Schutt der Zeit liegen, so dass sich niemand mehr an diese Völker erinnert oder gar erinnern möchte, weil sie in ihrem innersten Kern und Wesen verdorben und böartig waren und es gar nicht mehr verdient haben, dass an sie überhaupt nur ein Gedanke verschwendet wird“, antwortet Tristan.

***Geflügelt und golden, doch aus sich heraus den Tod
bringend, Verderber der Menschheit, grausames Los.***

„Mein lieber Tristan, wie recht du doch mit all dem haben könntest, und dennoch gibt es immer einen kleinen Rest an Hoffnung, wie eine Glut, die nur noch dahinschwelt und darauf wartet, dass irgendwer anfängt, das Feuer neu zu schüren. Lass uns doch versuchen, diesen König zu finden! Lass es uns versuchen, und wenn wir ihn gefunden haben, dann geben wir ihm die Hoffnung, die er braucht, um aus seiner Lethargie zu erwachen. Wir entreißen ihn den Toten, zu denen er sich schon so lange gelegt hat, Tote, die sich nur noch anschweigen und darauf warten, zu Staub zu zerfallen. Und dann kann dieser König das Reich erbauen, von welchem du erzählt hast“, antwortet Theodorich voll Hoffnung.

Tristan gefallen die Worte, die er von Theodorich vernimmt, denn sie sind voll Hoffnung und Eifer und von einem Drang, wie er schon seit langer Zeit nicht mehr aus seinem Herrn hervorgekommen ist. Gleichzeitig ist es aber auch Tristans Kalkül gewesen, seinen Herrn dorthin zu bewegen, denn er sieht in seinem Herrn eine Zukunft voller Hoffnung. Ein kleiner Schwarm Tauben fliegt in jenem Moment der Hoffnung, die nun beide Wanderer beseelt und ein Ziel haben lässt, mit

einer Leichtigkeit ebenjener Hoffnung über sie hinweg. Einer Leichtigkeit, die zeigt, dass es keine Mühen macht, an sein Ziel zu kommen wenn man denn nur den Mut hat, aufzubrechen in eine unbekannte Zukunft. Eine Zukunft, die zwar auch die Vögel des Himmels nicht erblicken können, doch wagen sie den Flug ins Unbekannte, zuweilen den Flug ins Nichts hinein, ohne zu wissen, was sie am Ziel ihrer Reise erwarten wird. Die Tauben achten während ihres Überflugs weder auf die argwöhnisch dreinblickenden Raben in den Bäumen noch auf die beiden Männer am Feuer. Angetrieben von einem zutiefst instinkthaften Drang, so scheint es, fliegen sie Richtung Osten, eine Richtung, die nicht nur verschiedene Vögel nehmen und genommen haben, sondern auch Geschlechter um Geschlechter vergangener Jahrhunderte. Die Augen auf den kleinen Schwarm gerichtet, blickt Theodorich diesem nach. Fokussiert verfolgt er ihn, bis der Schwarm, so scheint es, vom Horizont des Unbekannten verschluckt und absorbiert wird, ohne dass er wieder auftaucht. Theodorich lässt den Blick sinken und sieht in das nach und nach verlöschende Feuer, wie es um Nahrung ringt und kämpft. Er hat kein Mitleid bei jenem Anblick, doch bedauert er die nachlassende Wärme, die dieses Feuer den beiden Wanderern, gespendet hat. Unterdessen die Glut des einst um sich fressenden und verzehrenden Feuers dahinpulsiert, nehmen Tristan

und Theodorich ihr Gepäck und verlassen ebenjenes verblas-
sende Feuer, eben so wie die Raben in den Bäumen mit ihren,
schwarzen Gefieder und ihren schwarzen aufmerksamen Au-
gen, mit denen sie auf die Wanderer und ihre drei treuen Be-
gleiter hinuntersehen.

***Schwärze und Schönheit wartet auf Beute im kahlen
Land, geduldig tröstet der Hunger.***

Umkreist von ihren drei großen und starken Hunden Fides,
Spes und Caritas, durchstreifen die Wanderer karges und
ödes Land. Sie durchstreifen Gegenden, in denen kein
Mensch mehr lebt, wo die Häuser längst verlassen und den
Naturgewalten überlassen sind. Es sind Gegenden, in denen
man trotz der Leere von Menschen und Tieren das Gefühl hat,
nicht alleine zu sein. Das Gefühl, dass einem die Erinnerun-
gen besserer Tage aus den Ruinen der Siedlungen nachbli-
cken und sie leise durch die Mauerritzen wispern sowie durch
die zerstörten Fensterscheiben, wie auch durch die tropfen-
den Dächer, und einen auffordern, dass man sie doch mitneh-
men möge an einen besseren Ort. Einen Ort, an dem Leben
herrscht und Freude. Wo die Erinnerungen weitergelebt wer-
den können von Menschen, die noch nicht verschwunden
sind und die wissen, was Erinnerungen an gute Zeiten, an alte

Zeiten sind. An glorreiche Zeiten, die es wert sind, bewahrt zu bleiben. Jedoch hören Theodorich und Tristan nichts von der Verzweiflung der festsitzenden Erinnerungen, die hier nicht wegkönnen, nicht von hier nach dort, um weiterzuleben. Also gehen sie weiter und lassen das Wispern hinter sich, weder darauf achtend noch gar darauf hörend.

„Tristan.“

„Ja, Herr.“

„Hörst du etwas?“

Tristan bleibt einen Augenblick stehen und versucht ein Geräusch einzufangen.

„Nein, Herr. Ich höre nichts. Hört Ihr etwas?“

„Nein, Tristan, ich höre auch nichts. Hier gibt es nichts was man hören könnte. Wann hört es wohl auf mit dieser um sich greifenden, bedrückenden Stille? Tote Gemäuer lachen nicht, lärmern nicht. Sieh sie dir an, Tristan, diese Gegenden. Wie lange mögen sie wohl schon verlassen sein?“

Auch wenn Theodorich dies mehr zu sich selbst spricht, antwortet Tristan darauf.

„Viele Jahre, Herr. Wahrscheinlich seit dem letzten großen Krieg. Der Krieg, der alles im Reich verändert hat. Der das Reich zerstört hat mit der Umkehrung all dessen, wofür es einst stand.“

„Wissen wir denn noch, lieber Tristan, wofür das Reich einst stand?“

„Ich hoffe, Herr. Ich hoffe es doch so sehr. Sonst müssten wir doch nicht diesen Weg auf uns nehmen, einer Legende folgend. Wir könnten uns sonst in eines der verlassen und zerfallenen Häuser legen und uns von den Blättern der aufeinanderfolgenden Herbste bedecken lassen.“

***Wind weht, dreht sich in der Verlassenheit,
klopft an, sammelt das Vergangene, trägt es fort.***

Als die beiden weiterziehen wollen, sehen sie einen einzelnen Landmann auf dem Feld stehen, der Theodorich und Tristan beobachtet. Die Beschaffenheit seines Gesichtes ist knochig, seine Haut lederig und von brauner Tönung. Seine großen, dunklen Augen liegen tief in seinem Schädel und seine makellosen Zähne blitzen den Wanderern weiß und geschlossen entgegen, wie eine Festung, die undurchdringliche Tore hat. Gekleidet ist er mit einem großen schwarzen Hut und es um-

hüllt ihn ein langer schwarzer Umhang, der schwer auf seinen Schultern liegt und ihm bis zur Hüfte reicht. Ein weißes Hemd schaut zwischen dem Umhang hervor und eine braune Hose bedeckt seine dünnen Beine. Er beobachtet die beiden aus seinen tiefen Augenhöhlen und stützt seinen hageren Körper auf eine lange Sense. Obwohl die Sonne seit Tagen oder vielleicht bereits seit Wochen von dunklen Wolken verdeckt ist, scheint es so, als würde von der Sense ein besonderer Glanz ausgehen. Jedem, der diese Sense anblickt, kommt es so vor, als wäre ein Licht in ihr gefangen. Als könnte die Sense dem Landmann den Boden bei seiner Arbeit erleuchten.

„Sei gegrüßt, du Landmann! Was tust du hier in dieser elenden und verlassenem Gegend, so weit weg von anderen Menschen, wie es scheint“, ruft Theodorich ihm zu.

„Seid auch Ihr gegrüßt, mein Herr! Ich bin der Übriggebliebene, der einzige Lebendige in diesem Landstrich, der Letzte meiner Art. Und ich ernte. Ich ernte was noch übrig ist und was es noch zu ernten gibt“, spricht der Landmann.

Der Landmann verbeugt sich tief und erwidert den Gruß. Die Stimme des Landmannes klingt unnatürlich schrill und hoch, so, als kratze jemand mit spitzen Gegenständen über Glas.

„Hier gibt es doch schon seit Monaten nichts mehr zu ernten. Die Zeit der Ernte ist vorüber und die Scheunen, wo es denn welche geben sollte, sind reichlich gefüllt“, antwortet Theodorich, sich umsehend.

„Es gibt immer etwas zu ernten, mein Herr. Täglich wächst etwas nach und täglich schlage ich es ab. So halte ich es schon so lange. So lange, dass mir die Zeit meines Beginns zu ernten entschwunden zu sein scheint.“

„Wessen Knecht bist du? Wer ist dein Lehnsherr, Landmann?“

„Wessen Knecht ich bin, willst du wissen?“

Der Landmann ist erstaunt ob dieser Frage, er blitzt mit seinen Augen und zeigt seine Zähne.

„Seit Anbeginn meiner Existenz hatte ich viele Herren. Große Herren und kleine Herren. Mächtige Herren und geringe Herren. Sie alle waren wie das Gras auf dem Feld: Sie sind aufgeblüht und vergangen. Verdorrt im Wind und unter der Hitze der Sonne. Zertreten von den Stiefeln der Zeit.“

„Wie lange kann denn schon ein einzelner Mensch leben, dass er, so wie du es behauptest, einer unüberblickbaren An-

zahl von Herren gedient hat?“, spricht Theodorich ungehalten.

„Ihr wisst tatsächlich nicht, wer ich bin?“, fragt der Landmann und schweigt einige Augenblicke.

„Nein, Du Landmann aus der Ödnis, der es anscheinend vorzieht, in Ruinen zu hausen, ich kenne dich nicht“, antwortet Theodorich und senkt seinen Kopf um zu überlegen.

„Wie, Herr, wie könnt Ihr nur vergessen haben, wer ich bin? Ihr habt mich doch geschaffen, vor unendlich langer Zeit. Habt mich gesetzt auf diese Erde, damit ich sie durchstreife um zu ernten, was reif ist, und was ich selber nicht gesät habe noch zu säen. Es wächst, wird reif und dann fällt es, wenn ich meine Sichel schwinge. Tag für Tag und ich habe keine Pause. Ob Frühling, ob Sommer, ob Herbst oder Winter. Gedient habe ich vielen Herren, doch gehören, ja gehören kann ich nur dem einen.“

„Landmann! Landmann, ich glaube wohl, du hast in dieser traurigen Gegend deinen Verstand verloren“, antwortet Theodorich energisch und mit leichtem Spott.

Er sieht zu Tristan, aber Tristan schweigt.

„Tristan, komm, wir gehen weiter. Der Landmann scheint seinen Verstand hier in dieser kargen Gegend verloren zu haben, bei so viel Einsamkeit und Leere.“

„Leb wohl, Landmann, wir ziehen weiter und verlass du diese Gegend hier. Denn hier scheint es nichts mehr zu geben außer das Verrücktwerden an sich selbst in dieser Einsamkeit.“

Der Landmann verbeugt sich abermals tief vor Theodorich.

„Wie Ihr wünscht, mein Herr, doch werden wir uns wiedersehen auf eurer Reise, die gerade erst begonnen hat.“

„Was weißt du schon Landmann? Deine Gedanken scheinen verwirrt“, spricht Theodorich und winkt ab.

Der Landmann hebt seine Sense und legt sie über seine rechte Schulter, dann entblößt er seine Zähne zu einem Lächeln und verlässt Theodorich und Tristan. Als sie sich noch einmal umblicken, um nach ihm zu sehen, ist er verschwunden. Es scheint so, als hätten ihn die Ruinen und die Ödnis der Gegend einfach gefressen.

„Lass uns weiterziehen, Tristan, bevor uns die Verrücktheit genauso ergreift und sie unsere Gedanken schüttelt, wie sie

es beim Landmann getan hat.“

***Das Paradies entweicht durch des Bruders Blut,
10.000 Jahre,
ein Zeichen für immer, die Schuld, der Tod.***

„Tristan, mein Lieber und treuer Begleiter seit so vielen Jahren schon! Du kennst die Geschichten und Legenden aus der Vergangenheit. Erzähl mir doch bitte etwas aus der Zeit als die Menschheit noch nicht so stumpf und betäubt wie heute dahintaumelte, vergessend was gestern war und was morgen sein wird. Sich betrank und berauschte an der Musik, die nicht satt wurde vom essen und nicht reich durch die Arbeit. Erzähl doch etwas vom alten Reich und von alten Königen, von heiligen Hallen und von einem tiefen Glauben, von der Schönheit des Vergangenen und der Blüte unserer Hoffnung. Denn wenn ich nicht etwas zu hören bekomme, was von Erhabenheit und Hoheit getränkt wird durch Worte, die aus deinem Munde kommen, so fürchte ich, werde ich alsbald so verrückt wie der Landmann vor ein paar Tagen.“

Tristans Augen leuchten vor Freude.

„Herr, ich will Euch etwas erzählen, was noch nicht ganz so weit in einer fast vergessenen Vergangenheit liegt und

was mit Eurer Familie begonnen hat. Und vielleicht mein Herr, vielleicht endet es an einen fernen Tag sogar mit Euch.“

Still und auf die Worte Tristans wartend geht Theodorich neben seinem Freund. Die drei Hunde, die sie begleiten, halten ihre Schnauzen in die Luft und nehmen die Gerüche auf, die der Wind aus weiter Entfernung durch das Land trägt. Sie scheinen zufrieden zu sein mit dem, was sie wahrnehmen.

„Herr, wie Ihr wisst, kenne ich Eure Familie schon seit so langer und ewiger Zeit und ich habe sie immer unterstützt, bei allen Unternehmungen und ihren Ideen. Seit Generationen haben sie die Könige eines mächtigen Reiches im Nordwesten dieses Kontinents gestellt: das Reich der zwölf Stämme. Groß und gewaltig waren die Taten eurer Vorfahren. Kathedralen haben sie gebaut, Monumente errichtet, Glauben und Hoffnung haben sie verbreitet und das alles zu Ehren des Einen. Unter ihrer Herrschaft blühte und gedieh ein mächtiges Reich, voller Gerechtigkeit und Glauben. Ehre und Gottesfurcht waren die vorherrschenden Tugenden und es gab kein Unrecht. Jeder Bürger des Reiches brachte seine Abgaben freiwillig und gab noch mehr als er hätte geben müssen. Priester dienten dem Höchsten und Orden im gan-